

Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor(en): **Fankhauser, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10
XVII. Jahrgang
1927

Bern
5. März
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neugasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Winterabend.

Von Alfred Huggenberger.

Das Schneefeld gleißt im Abendschein,
Noch klingt die Axt im nahen Tann,
Gesenkten Hauptes geht feldein
Ein alter Bauersmann.

Dem Frühlingsturm hat er gelauscht,
Er sah des Sommers bunte Pracht,
Wie ist ein Jahr so bald verrauscht,
Wie fiel der Schnee so sacht!

Bern winkt ein Hüttchen, raucht ein Schlot,
Rings alles tot und eingesehnet,
Der Alte denkt an Müh und Not;
Das Ziel ist nicht mehr weit.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 10

In drei Atemlängen entblöhten sich lebendige Seelen und verschlossen sich wieder, so schimmern Sommerfäden in klarer Luft auf und verschwinden. Glanzmann trat mit seinen Worten dazwischen.

„Bruder Bogt! Es gibt im Dorf einen Spengler, der Euch helfen würde, die Eisenstangen zu montieren, dies ist seine Frau; sie meint, Ihr könntet den Mann gut verwenden!“

Übermals prüfte Bogt mit einem sonderbaren Blick die junge Frau, und diesmal empfand sie die ganze Bedenkenlosigkeit seines Blickes, schrak zusammen und sagte in großer Verwirrung: „Ich — meinte nur so!“ In ihrem Gesicht schien die Güte auf einmal zu vereisen. Bogt aber, als ob er nichts bemerke, sagte leicht hin: „Ich komme gleich mit Euch ins Dorf und seh' mir den Mann an! Bäuerin, kann ich mein Feierkleid haben?“ Und ohne Umstände entledigte er sich seines Ueberkleides, schien die Verblüffung Mariannens nicht zu sehen, noch weniger die mit Widerwillen gefüllten Augen der Spenglersfrau, am allerwenigsten die verwunderten Augen Glanzmanns.

„Ja, wollt Ihr denn fort?“ sagte Marianne. Und Glanzmann: „Die Einrichtung ist doch noch nicht vollständig!“

Bogt spielte mit den bestaubten Fingern und wusch sie gleichsam im trockenen; er war sehr mit sich selbst beschäftigt. „Den Rest“, sagte er, „wird der Maurer besorgen; der kommt übermorgen! Ich habe weit herum zu tun. Wie heißt der Mann im Dorf schon? Gasser, glaub' ich! Gut, also, Ihr wartet auf mich, bis ich umgekleidet bin! Nicht wahr?“

„Nein, ich habe keine Zeit!“ sagte die beleidigte Frau, „ich will meinen Mann zu Euch schicken!“ Sie grüßte Glanzmann, sah die Bäuerin nur scheu an, tat, als ob Bogt

nicht da sei, eilte wie ein flüchtendes Wild die Dorfstraße hinunter, verschwand um den Begrab. Bogt zog die Stirn unmutig zusammen, lächelte sein heimliches Lächeln, nur einen Moment lang — und dann sah er ungeduldig in die Ferne, gleich als ob er auf dem Obermoos nur schnell eine neben-sächliche Besorgung verrichtet habe und nun wichtigeren Dingen entgegenstrebe.

„Wollt Ihr wirklich gehen?“ forschte drohend Marianne; Glanzmann versuchte den Flüchtigen umzustimmen: „Ich hoffe, Euch über den Sonntag hier zu behalten. Es warten viele auf Euch und Euer Wort!“

„Landauf, landab“, sagte Bogt, und in seine Mienen stieg blickartig die wilde, vorwärtsdrängende Leidenschaft, doch glättete sie sich unvermittelt und äußerte sich nur in sanften Worten. „Bereitet mir den Weg, ich komme wieder! Man ruft aus allen Enden her!“

Marianne wurde langsam rot, dann blaß, biß sich die Lippen, krallte die Finger in die Arme, um die steigende Erregung zu bezwingen, begann allgemach zu lächeln, ein bleiches, böses Lächeln, gleich dem Sonnenschein zwischen drohenden Gewitterwolken. Und zuletzt sagte sie bedauernd: „Da habt Ihr ja viel zu tun!“

Der Ton traf Bogts Ohr und wirkte; besonnen und langsam zog er Bedauern und Treuherzigkeit auf und reichte ihr die Hand hin: „Es gibt mancherlei Arbeit und mancherlei Zerstreuung, und nicht alles ist uns gleich lieb. Lebt wohl, ich komme wieder!“ Marianne verweigerte ihre Hand.

Er nickte nur und trat ins Haus, kam nach wenigen Augenblicken reisebereit wieder und sah sich um, ob denn niemand ihn verabschiede. Glanzmann wartete neben der Tür, reichte ihm drei Taler und sagte: „Wir erwarten Euch bald! Marianne läßt Lebewohl sagen!“

Bogt schritt davon. Rücksichtslos traten seine Füße die Erde, gewaltig griffen die Schritte aus. Und die Erde schien unter ihm zu grollen.

8.

Noch stand Glanzmann unter dem Dachrande und dachte über die sonderbaren Begebnisse der letzten Stunde nach, da trat Marianne wieder aus dem Hause, streitbereit.

„Da haben wir nun die Blitzableiter und die Schande dazu!“

„Welche Schande?“

„Ach, welche Schande! Wenn du jemals ahntest, was in der Welt vorgeht!“

Glanzmann wandte ihr den vollen Blick zu und sagte langsam und leise: „Wahr sein ist keine Schande, und ich denke, du bist wahr gewesen und wirst es auch künftig sein!“ Marianne schrak zusammen, die Augen flohen abseits, als suchten sie Ablenkung. „Ja, das ist die Schande“, rief sie, „der Blitzableiter mag eine gute Sache sein, aber daß man im Dorf über uns spricht und spottet, ertrag' ich nicht!“

Glanzmann geriet, wie vor einer kurzen halben Stunde, als er zum Volke gesprochen, in ungewöhnliche Erregung. Er schien vergessen zu haben, daß Marianne noch eben seinen Augen ausgewichen war, er stritt wider die unsichtbare Gewalt. „Wovon sprichst du?“ rief er, „von Menschen und ihrem kleinen Spott! Und wir haben heute begonnen, die Stangen aufzurichten, die ein Merkzeichen des Jahrhunderts und eine Offenbarung sein sollen, wo nicht, eine schwere Versuchung für die Menschen. Und du sprichst von ihrem kleinen Spott!“

Glanzmanns Augen schimmerten in fahlem Glanz. Die Rechte brannte in der Luft, die Linke aber war wieder hinabgesunken. Als Marianne den Mann in diesem seltsamen Zustande sah, erfaßte sie ein geheimes Grauen, zugleich aber fuhren aus den Untergründen Zorn und Verzweiflung wider sie selber und wider alle Menschen auf. Wider die Menschen, die sie in Versuchung führten, und wider die eigene Natur, die sich führen ließ.

„Nun sind wir jahrelang beisammen gewesen, haben Glück und Leid zusammen getragen, sind von Feuer und Krieg verschont geblieben, haben in Haus und Stall Segen gehabt, und du wendest dich von mir ab und wendest dich den wirbelsinnigen Gedanken zu und richtest uns zugrund! Ja, mich und die Kinder und dich selber!“

So klagte sie in neuem bitteren Ausbruch. Und in einem Anfall von Schwäche begann sie zu weinen und warf sich auf die Bank neben der Haustür, und lag hingeworfen wie die zerknüllte Pferdedecke am andern Rande der Bank. Ein Seufzer entfuhr dem Manne, als er die gequälte Frau sich solchermaßen hinwerfen sah; er tat einen zaghaften Schritt, um sie zu trösten, sie aber wies ihn hinweg: „Geh, ich will dich nun auch nicht!“

Von irgendwoher kamen die Kinder und umdrängten die Mutter; Rosa blickte unverwandt den Vater an, blieb aber stumm und trauerte nur mit großen blauen Blicken.

„Ja, siehst du nun, Marianne“, sprach Glanzmann leise vor sich hin, „die vergangenen Jahre waren tot! Was wußten wir von den höhern Dingen? Nur Geld und Sorgen und ein wenig Freude! Willst du nun verzweifeln, da

das Leben zu uns kommt? Es ergreift dich wie mich und reißt uns aus dem ruhigen Wasser in den wilden Fall hinaus. Dich wie mich!“ Marianne zuckte unter den letzten wiederholten Worten zusammen, aber die geheime Bedeutung erfüllte sie mit Wut.

„Dich und mich?“ schrie sie. „Das steh' ich nicht aus! Und ihre Hände griffen nach dem Geschirrforb — die Scherben klrirten auf dem Pflaster, die Kinder stoben davon, sie aber warf die Hände aus und tobte: „Davonlaufen tu ich, davonlaufen! Herr Jesus Gott!“ Und sie stürzte mit fliegenden Haaren auf die Straße und schrie in einem fort.

Glanzmann ging ihr nach. Schon standen am Dorf- rande die Neugierigen zusammen und winkten sich gegenseitig aus den Häusern. Nun erschrak sie, besann sich und machte kehrt, wich dem nachfolgenden Manne seitlich in die Hofstatt aus und suchte auf Umwegen die Küche auf.

Glanzmann stand eine Weile ruhig, hörte zu, wie seine Frau heftiger als je schalt, wie die Türen fielen und die Kinder schrien. Er schritt erleichtert den Ackerweg hinüber, dem obern Dorfsende zu, atmete den Duft des sommerlichen Feldes ein, fühlte den Wind im Haar, seine Augen hoben sich, sahen das neue Zeichen auf dem Dache funkeln, und jählings vergaß er alles Schwere; es kam über ihn ein ungekanntes Glück.

„Nun ist das Werk begonnen!“ sang in ihm eine Stimme. Und der Sang mündete in sonnenhafte Gewißheit: „Du bist mit uns!“

Die weiße Straße schimmerte vor seinen Füßen, sprang weit hinaus in die Wiesen, lockte, blendete seine Augen. Er sah im verschimmernden Tag hundert Firsten in der Sonne, sah sie alle gekrönt von glänzenden Spitzen, sah sie ruhen in großer Sicherheit. Und er sah die Menschen gehen, frei, aufrecht, ungekränkt, und alle trugen auf heiteren Stirnen den Stolz und die Freude, und in aller Augen las er: „Wir freuen uns dessen, was wir haben, und wir vergaßen Gott nicht!“

Glanzmann fuhr mit der Hand über die geblendeten Augen, die schimmernde Weite verschwand mit samt den Dächern; er sah um sich die alten Rötwillhäuser, viele noch mit Stroh bedacht, viele vom Rauch geschwärzt, und unter den trüben Hüttendächern gingen Menschen, nicht aufrecht und stolz und glücklich, sondern gebeugt, mißtrauisch und verbissen.

„Doch es soll anders werden!“ sang in ihm die glückhafte Stimme. Und er schritt an blumenbefleckten Fenstern vorbei, am Hause des Grobrats und am breiten Hause des Kassiers, setzte sich in den Wirtsgarten und bestellte einen Schoppen, mitten am Werkstage, lächelte dem Mädchen zu und schritt weiter.

Der Schmied paßte einen Radreifen an, Glanzmann rief ihm einen Scherz zu, ging weiter; der halb lahme Mann blieb stehen und sah dem Obermooser verwundert nach. Aber am oberen Dorfsende, bei der Werkstatt des Spenglers, stand Glanzmann still und überlegte. Sollte denn der unflätige Gasser nicht zu ändern sein, wenn er mit dem Bruder Bogt durchs Unterland zog und Blitzableiter aufrichtete? Er horchte: Geschrei scholl aus dem Hause. Eine wütende Männerstimme tobte gegen eine weinende Frau. Glanzmann trat in die Werkstatt, fragte den Lehrlingen: „Was ist mit deinen Meisterleuten los?“

„Sie zankten sich alle Tage!“

„Wer zankt denn, sie oder er?“

Was weiß ich? Er ist ein Unflät?“

Glanzmann sprang wie geängstigt die Treppe zur Wohnung hoch. Die Frauenstimme jammerte kläglich, schrie auf und wimmerte wieder hilflos wie eingequältes Kind. Glanzmann pochte nicht, schlug mit hastiger Hand die Klinke nieder, trat ein und öffnete auch die Zimmertür. „Unflät!“ rief er.

Gasser hielt seine Frau bei den Haaren und brüllte.

„Mit dem Bogt soll ich ziehen? Damit du daheim tun kannst, was du willst? Oho! Und die Eier von unsern Hühnern zu deiner Alten verschleppen kannst? Mit dem Oberoltiger, sagst du?“

Glanzmann sprang vor und packte den Mann im Genick, Gasser ließ den Haarichopf fahren, die befreite Frau wurde blutrot vor Scham und entwich in die innere Stube. Man hörte einen Riegel gehen. Gasser aber, immer noch in den Griffen Glanzmanns, riß sich los und tobte: „Du Sakrament, was tust du da?“

„Ich suche dich! Ich habe dir Arbeit!“

„Wie? Mich suchst du? Oder die da drinnen? Sie hält's ja mit allen Leuten außer dem Haus eher als mit mir! Und was für Arbeit hast du mir? Gefellenarbeit beim Oberoltiger, he? Mach', daß du aus dem Hause kommst!“ Er suchte Glanzmanns Gurgel, aber im nächsten Augenblick saßen seine Handgelenke wie in Zwingen fest. Er rang, erblakte, wand sich, doch umsonst. Da gab er nach. Wortlos verließ der Obermooser die Stube.

Aber unten auf der Straße hörten seine erregten Sinne aus dem Fenster der inneren Stube wie hingehaucht drei Worte: „Ich danke dir!“

9.

Der Pfarrer, der vernommen, welch ein böser Streit sich drüben im Obermoos anspinne, versuchte dem Ehezerwürfnis Einhalt zu tun. Er sandte ein Unterweisungskind zu Samuel, ein anderes zu Marianne. Aber Glanzmann ließ ihn fragen, ob wieder so ein Stadtherr und gelehrter Schwächer da sei; dann werde er nicht kommen. Marianne indessen antwortete noch giftiger: „Wenn wieder so ein Gütterlischmeder da sei, so möge er gleich ins Obermoos kommen. Da gebe es allerlei zu kosten!“



Berglandschaft bei Adelboden.

Aber der Pfarrer gab nicht nach, er kam in eigener Person und suchte zuerst die Frau zu bewegen, mit ihrem Manne bei ihm vorbeizukommen, damit er den Frieden herstelle. Marianne antwortete mit ungeziemender Respektlosigkeit: „Wenn es eine rechte Obrigkeit gäbe, so brauchte niemand im Pfarrhaus Versöhnung zu suchen. Und wenn die Polizei das Land von allem Ungeziefer säubern würde, dann vergifteten die Schmeißfliegen keinen rechten Bauern mehr!“

Der Pfarrer betrachtete das braune Weib, das voll Saß in den Boden hineinstarrte, einmal lächelte, wie eine, die den lieben Gott mitsamt allen Pfarrern zum Narren hält, und dann wieder in wortlosem Ernst schwieg.

„Ihr meint also, der Oberoltiger habe Euren Mann vom rechten Weg abgelenkt!“

„Ja, das mein' ich! Zuerst hat er ihm den Kopf voll gefaselt mit seinem krummen Zeug, und nachher kam's, wie es kommen mußte! So einer, der die Gedanken bei verrückten Dingen hat, vergißt, daß er Weib und Kind hat. Und wenn hernach Dinge geschehen, die nicht geschehen sollen, wen soll man dafür prügeln?“

„Werdet Ihr also kommen?“ fragte Herr von Muralt. Marianne nickte. „Könnt Ihr dem Manne das Gift ausziehen — gut!“ Sie ließ ihn stehen, ging an die Arbeit, er aber suchte auch Glanzmann in der Scheune auf. Der geistliche Herr war sehr unsicher. Denn Glanzmann war versöhnlich, in keiner Weise widerspenstig, voll Einsicht und gar nicht verworren. Seine fleißigen Bauernhände knüpften in einem fort Strohbinden für die kommende Ernte, ließen sich durch die Anwesenheit des schwarzen

Mannes nicht beirren, und die Augen sahen auf die Arbeit und nicht auf die würdige Person.



Oberst Siegfried.

„Es ist so, wie Ihr sagt, Herr Pfarrer, wir haben die Aussprache viel zu lange verschoben. Wenn Marianne zu sprechen wünscht, dann sind wir auf gutem Wege. Und es ist besser, mit ihr über wichtige Dinge zu sprechen, als mit Gelehrten!“

„Aber zeigt ihr Euren guten Willen, Glanzmann! Sie ist sehr erboht über Euch!“

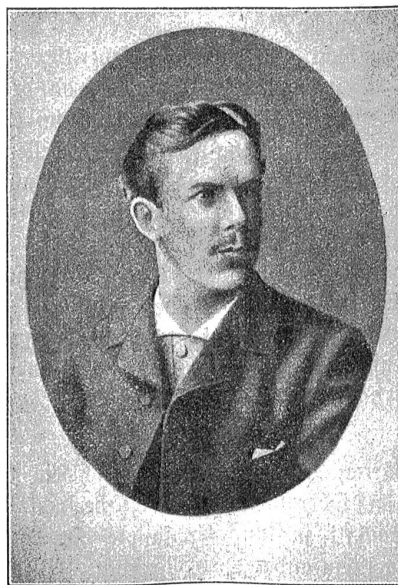
„Aber mich? Vielleicht über einen Stärkeren, der mir begegnet ist und den sie gefürchtet von allem Anfang an! Ich kann nicht anders, als mich auf seine Seite stellen. Und wenn uns dies auseinander führt, dann werdet Ihr uns erlauben, auseinanderzugehen!“

Herr von Muralt war betroffen. „Wen meint Ihr mit dem Stärkeren, der Euch begegnet ist? Doch nicht den Oberoltiger?“
(Fortsetzung folgt.)

Walthers Siegfried: Aus dem Bilderbuch eines Lebens.

Der allgemeine Eindruck dieser Selbstbiographie ist der eines feinen, klugen, empfänglichen, vor allem auch wohl-erzogenen Menschen, der eine gute Kinderstube hatte und tastend und energisch allmählig seinen vom Schicksal vorgezeichneten Weg zur Kunst sucht und findet. Seltene Augen, künstlerische Aufnahme-fähigkeit und dichterische Gestaltungskraft sind da, wie wollte einer zweifeln, der seinerzeit Tino Moralt und Vermont gelesen. Es ist auch Sehnsucht, Güte, Milde, Noblesse da, auch Feuer und Begeisterung und wieder

jene beschauliche Abgeklärtheit, die man als goethisch bezeichnet. Und nun weiß ich kaum, ob es Lob oder Einwand ist, wenn man sich sagen muß, von diesem Menschen kann man eigentlich nur wohlhabendes Gutes erwarten; es scheint ganz ausgeschlossen, daß er etwas Verwegenes, etwas Wildgroßes unternehmen könnte: Kurz, es fehlt jener Einschlag von zwingend Dämonischem der zu Höchstleistungen Berufenen. Damit scheint aber auch die Gefahr einer Lebensentgleisung ausgeschlossen, wie sie etwa Karl Stauffer begegnete, der auch bei Siegfried in urwüchsiger wilder Kraft geschildert wird. Ueberhaupt ist das Buch eine höchst interessante Portraitgalerie, die schon im Elternhaus in Zofingen ihren Anfang nimmt, allerlei schweizerische Lebenskreise umfaßt, Paris beleuchtet, und dann in Weimar und vor allem in München ihre stärksten Accente findet. Wie gut, daß dieses alte, nun schon fast der Geschichte angehörende München, das so lange künstlerisches Zentrum gewesen, hier auch einmal seine rückschauende Verklärung findet: Stäbli, Frölicher, Henze, Hans von Bülow, Lenbach, Peter Halm und wie viele andere treten lebendig vor uns, und dann die Freunde Carl Scheidemantel, der Kammerfänger, und Gottlieb Rieger, der Architekt, und gute, kluge und schöne Frauengestalten. Was Paul Henze an Ibsen aussetzte, daß man bei seinen Gestalten immer das Gefühl hätte, sich in schlechter Gesellschaft zu bewegen, das kann jedenfalls von diesem Lebensbuch Walthers Siegfrieds nicht gesagt werden. Siegfried gehört in den großen Kreis schweizerischer Künstler, denen die Heimat nach dem bekannten Kellerschen Ausdruck als Holzboden erschien (wahrlich nicht ohne Grund) und die dauernd in der Fremde sich niederließen, wo ihnen für ihr Schaffen mehr Verständnis entgegengebracht wurde. — München, wie es vor dem Weltkrieg war, hatte jene ausgeprägte Note, die viele als das Höchste bewunderten, andere zurückließ: Die freie, unbefangene Schöpfungslust der Kunst, verbunden mit Tanz, Alkohol, Sentimentalität und Maskenscherz wehte dort, verbunden mit einer selbstverständlichen und sehr ernst gemeinten Höchstschatzung reeller künstlerischer Betätigung. Andere standen dieser Höchstschatzung kritisch gegenüber, nämlich jene, denen religiöse, soziale und Erziehungsprobleme im Zentrum waren; aber auch die, welche die „Nützlichkeitsfrage zum Wertmesser alles menschlichen Tuns machten“. Auf alle Fälle ging doch viel



Walthers Siegfried.

Verständnis für Seelenkultur von diesem München aus, und man darf sich füglig auf den zweiten Band von Siegfrieds Erinnerungen freuen.
U. W. Zürcher.